

verständnis nicht mehr das Wagnis der Entscheidung umgeht, bildet es „im Prinzip keinen Gegensatz zum Glauben“ (98), ja, es hat formal dasselbe Ziel wie das Kerygma des NT, nämlich „die Entfaltung der Bedeutsamkeit einer historischen Person“ (110). Deswegen ist nun eine „neue Frage“ möglich geworden (63ff.).

Sie befaßt sich nicht mehr nur mit dem Kerygma der Urkirche, wie es R. Bultmann anfangs tat, sondern mit der historischen Person Jesu, auf die das Kerygma verweist und die auch in gewissen Grundzügen erkennbar ist. Sie fragt, ob das Verständnis von Jesu Existenz, das wir im (existential interpretierten) Kerygma der Urkirche antreffen, jenem Existenzverständnis entspricht, „das in Jesu Geschichte implizit enthalten ist“ (114). Die neue Forschung bejaht also die Möglichkeit einer Erkenntnis der Person Jesu. Sie beschränkt sich aber auf sein „Existenzverständnis“ und meint, daß Jesus vor einer ähnlichen Entscheidung gestanden habe, wie sie jeder Glaubende fällen müsse. Die Frage nach der Gottheit Jesu und nach der Glaubwürdigkeit seiner Verkündigung wird nicht nur nicht gestellt, sondern als „theologisch illegitim“ abgelehnt.

So wird sich der aufmerksame Leser fragen, ob die „neue Forschung“ tatsächlich so weit von der liberalen Theologie entfernt ist, wie der Verf. glaubt. Im Grund hat sich nämlich nur das Menschenbild, nicht die dogmatische Grundlage verändert. Man sucht nicht mehr (entwicklungspsychologisch) das „Selbstbewußtsein“ Jesu, sondern (in existentialer Analyse) sein „Existenzverständnis“. Aber weder hier noch dort spricht man davon, daß Jesus nach dem Zeugnis des NT Gott ist wie der Vater, oder gar, daß er Wunder gewirkt habe und wahrhaft von den Toten auferstanden sei. Überdies hat auch die Forschung des 19. Jhs. behauptet, ihr Geschichtsverständnis entspreche der Botschaft des NT, und sie konnte nicht viel weniger Gründe anführen, als es die neue Forschung für die Richtigkeit ihrer Methode tut. Beide lassen sich letztlich von Vorentscheidungen leiten, die philosophischer, nicht biblischer Herkunft sind. Man würde sich sehr täuschen, wollte man meinen, die moderne protestantische Bibelwissenschaft habe die verhängnisvollen Grundlagen des Liberalismus überwunden. Sie hat sie eher noch radikalisiert. Das geht aus Robinsons Buch mit aller Deutlichkeit hervor.

W. Seibel SJ

Zahrnt, Heinz: Es begann mit Jesus von Nazareth. Die Frage nach dem historischen Jesus. (174 S.) Stuttgart 1960, Kreuz-Verlag. Engl. br. DM 7,80.

Die in der protestantischen Theologie viel diskutierte Frage nach dem „historischen

Jesus“ wird hier einem breiteren Publikum dargeboten. Der Verfasser, Theologe und Publizist, besitzt eine gute Kenntnis der modernen kritischen Bibelwissenschaft und übernimmt im großen ganzen ihre Methoden und ihre Ergebnisse. Diese neue Forschung, so zeigt er nach einem längeren Bericht über die Forschungsgeschichte (13 bis 103), fragt wieder nach dem historischen Jesus und legt Wert auf die Kontinuität der Predigt der Urkirche mit der Person Jesu (104–117). Aus der Überlieferung tritt uns auch ein „einmaliges, unverwechselbares Gesamtbild von Jesu Person und Werk“ entgegen (120). Aber die historische Person Jesu dürfe nicht Gegenstand des Glaubens sein, weil man sonst über Gott „verfüge“ und den Glauben zu einem „mühsam abgerungenen verdienstlichen Werk“ machte (49, 96). „Ohne Amt und Titel“ habe sich Jesus „so verhalten, als stünde er an Gottes Statt“ (131), und weil er sich auch „zu Gott als Sohn verhalten“ habe, sei er „auf Grund seines Verhaltens“ Gottes Sohn (160 f.). Oder, mit anderen Worten: „Jesus ist zwar nicht Gott, aber Gott ist für uns Jesus“ (15). Die für den Glauben entscheidende Frage lautet aber nicht: Wie *verhielt* sich Jesus?, sondern sie heißt: Wer *ist* Jesus? Darauf gab schon das Konzil von Chalzedon eine ebenso eindeutige wie klare Antwort: „Unser Herr Jesus Christus ist wahrer Gott und wahrer Mensch, wesensgleich dem Vater der Gottheit nach und wesensgleich auch uns seiner Menschheit nach.“

W. Seibel SJ

Soziologie

Weigand, Günter: Die Berechtigung sittlicher Werturteile in den Sozialwissenschaften. (120 S.) Berlin 1960, Duncker & Humblot. DM 12,60.

Der Verf. macht den Versuch, die Verwendung sittlicher Werturteile in den Sozialwissenschaften zu rechtfertigen. Die Sozialwissenschaften betrachtet er dabei als „Gestaltungswissenschaften“, um hervorzuheben, daß sie noch dem Werdeprozeß des Menschengeschlechtes gewidmet und beim Erkenntnisakt von den Gestaltungsforderungen eben dieser geschichtlich lebenden Menschheit beansprucht sind (27). Unter einem Werturteil versteht er eine Aussage über die Zielausgerichtetheit eines Sachverhalts, bezogen auf eine als objektiv, d.h. vom eigenen Wünschen und Gestaltenwollen unabhängige, vorgegebene Ordnung.

Aus einem halben Jahrhundert deutscher Werturteilsdiskussion trägt er reiches Material zusammen. Zur Begründung seiner These weist er auf die Werthaftigkeit all unserer Begriffe, unserer Sprache, unserer Urteile hin, auf die Verantwortung menschlicher Erkenntnis besonders in unserer auf-